



Briefkasten-Zug

Der Schweizer Ort Zug ist die Steueroase im Steuerparadies – vor allem für Ölfirmen und Rohstoffhändler **Seite 28**

WEEKEND Agenda

www.ftd.de/agenda

Trips mit Gips

Einmal im Leben nimmt sich der moderne Arbeitnehmer gern eine Auszeit und reist ein paar Monate umher, als wäre er ein Student mit aller Zeit der Welt. Blöd ist nur, wenn man sich gleich zu Beginn dieses Abenteuers den Fuß bricht – und der Traum vom Sabbatical in der Notaufnahme zu enden droht



Georg Dahm, Bangkok

Ich werde hier sterben. Ein Blutgerinnsel aus meiner fahrlässig eingegipsten Wade wird mein Herz torpedieren, und ich werde niedersinken zwischen den besudelten Wattebäuschen auf dem Fußboden der Notaufnahme. Vor den Augen des wohlgenährten indonesischen Arztes, den das Wort „Thrombose“ nur zu einem hilflosen Kichern veranlasst.

Wie bin ich nur hier gelandet? Noch vor fünf Tagen hätte die Welt schöner nicht sein können. Um mich herum die spektakuläre Landschaft Javas, vor mir fast ein halbes Jahr Südostasien mit meiner Frau. Ein Traum. Noch einmal eine große Reise machen, raus aus dem Job, der Hektik, der Kälte. Zäsur.

Monatelang hatten wir uns auf das Sabbatical vorbereitet. Hatten unbezahlten Urlaub ausgehandelt und unseren Lebensstandard auf halbes Gehalt heruntergefahren. Die teure Wohnung aufgeben und auf Firlfanz verzichten. Absurde Summen beim Tropenarzt und im Trekkingladen gelassen, unser Leben auf 68 Liter Packmaß gebracht und die Familie unter Tränen am Bahnhof verabschiedet.

Und dann der entscheidende Fehltritt am Fuß des unheilvoll rauchenden Gunung Bromo. Gerade verspottete ich im Geiste noch die japanischen Touristen, die in weißen Tennisschlappchen dem Vulkan zu Leibe rückten, da gibt das lockere Erdreich unter meinem professionell beschuhten Fuß nach. Aus meinem beschwingten Ausfallschritt wird eine würdelose Slapsticknummer, in der ich es fertigbringe, mein gesamtes Körpergewicht auf den just nach innen umgeknickten Fuß zu verlagern.

Krunsch.

Es ist die siebte Woche unseres Sabbaticals. Und sie fühlt sich wie die letzte an.

Doktor Bambang Kiswono ist ein ehrlicher Mann. „This is going to be quite painful“, sagt der Orthopäde, als er sich anschickt, drei große Spritzen in meinen stark geschwollenen Fuß zu stecken. Als Anja anhand meiner Schreie den Weg ins Behandlungszimmer findet, hat der Herr Doktor bereits durch flinkes Abtasten einen Bänderanriss diagnostiziert. Röntgen? Brauchen wir nicht. Drei Wochen im Gips und gut. Der Gekreuzigte an der Wand scheint ihm recht zu geben, immerhin sind wir hier an Yogyakarta bester Adresse, katholische Privatklinik, keine dieser Staatsklitschen, in denen reiche Taugenichtse auf gekauften Doktorenstellen sitzen.

Drei Tage später liege ich in der Notaufnahme einer Staatsklitsche und erkläre dem Diensthabenden, was mir eine deutsche Ärztetochter durchgegeben hat. Dass die schlimmen Schmerzen in meinem geschwollenen Bein auf Thrombose hindeuten. Weil ich nach dem Eingipsen kein Medikament dagegen bekommen habe. Und dass man das ganz schnell

nachholen solle. Der sichtlich überforderte Arzt reagiert so, wie man in Asien gern reagiert, wenn man gar nichts verstanden hat und die Situation entschärfen will: Er lacht. Und entlässt mich mit dem Verdikt „Specialist case“ aus seinem Verantwortungsbereich.

Die Krankenschwester, ob des Mediziners Auftritt spürbar peinlich berührt, holt uns von der Straße zurück. Sie hat irgendwo doch noch einen Arzt aufgetrieben, der mich erst von meinem Gips und dann von meiner Thromboseangst befreit. Nur ein Krampf. Offenbar war es doch keine so gute Idee, den Fuß in einer ballerinahaft abgespreizten Stellung einzugipsen.

Als sehr gute Idee dagegen erweist es sich, den Fuß dann doch mal zu röntgen. Einen Tag später sitze ich erneut einem Orthopäden gegenüber und betrachte interessiert das Foto, auf dem sich prächtig mein gebrochener Mittelfußknochen abzeichnet. Sechs Wochen im Gips, sagt der Arzt, als er meinen Unterschenkel großzügig neu verpackt und mir ein Tütchen Thrombosepillen abzáhlt.

Eineinhalb Monate mit Gips und Krücken – das ist ein Drittel der Zeit, die uns noch bleibt. Eineinhalb Monate, in denen ich nicht auf Berge kann. Nicht ins Wasser. Nicht zu den Orang-Utans, die wir gern noch mal sehen wollten, bevor die Irren hier auch noch das letzte Fleckchen Dschungel für eine Palmölplantage plattmachen.

Was bleibt dann noch von unserer Reise übrig? Was sollen wir jetzt tun? Nach Hause fliegen? Zu deprimierend. Auf ein bequemerer Reiseziel umschwenken, vielleicht Australien, dort ein Auto mieten? Dafür sind wir nicht hier. Wir wollten Asien. Und es wird für lange Zeit das letzte Mal sein, dass wir eine solche Reise machen können, ohne Kinder, ohne Druck. Wir machen weiter.

„Good wife! Good wife!“ Die malaysischen Seemänner sind außer sich vor Begeisterung, als Anja im Alleingang 36 Kilo Nutzlast an Bord des Motorboots schleppt. Ein überfälliges Publikumslob: Seit vier Wochen zieht sie schon als Rucksacksandwich durch die Lande, während ich mit den leichten Daypacks hinterherkrücke und alle Aufmerksamkeit bekomme.

Rikschafahrer wittern leichte Beute, wenn ich schweißüberströmt die Straße entlangkrieche. Kinder starren mit offenem Mund auf den großen weißen Mann mit dem großen blauen Klumpfuß. Einheimische Versehrte befühlen interessiert den für sie unerschwinglichen Plastikgips, geben Krankenhausanekdoten zum Besten und versichern mir, dass ein traditioneller Mediziner mein Problem bestimmt deutlich schneller in den Griff bekommen würde.

„Uuuuuuh, what happened to your foot?“ hat das klassische „Where are you going?“ als Begrüßungsformel abgelöst. Inzwischen sind geschätzte zwei Drittel der Regionalbevölkerung in Einzelgesprä-

chen darüber informiert worden, dass ich mich – abweichend von der Touristentradition – nicht besoffen auf dem Motorroller zerlegt habe, sondern vergleichsweise würdevoll auf einer Bergwanderung. „But it's okay now“, pflege ich meine Ausführungen zu beenden, während ich die tauben Finger in den durchgeschwitzten Gewichtheberhandschuhen massiere.

„Even the more modern cities“, schreibt der „Lonely Planet“ über Südostasien, „are very difficult to navigate for mobility-impaired people.“ Ich würde es anders ausdrücken: Die Städte werden vornehmlich von Sadisten entworfen, deren architektonisches Ideal die Panzersperre ist. Steil aufragende XXL-Bordsteine, überreichlich in die Streckenführung eingestreut, machen den Krückengang zum Hürdenlauf. Als zusätzliche Schikane legt man die Bürgersteige gern mit Kacheln aus; beim täglichen Regenguss wird die City zur glitschigen Nasszelle.

Die ersten Wochen sind wie ein Vorgeschmack aufs Alter. Jeder Stadtspaziergang wird zum Gewaltmarsch. Wie ein grantiger Greis wische ich alle Hilfsangebote beiseite und quäle mich in der Mittagshitze den Pyramidentempel von Borobudur hoch und wieder runter. Dann schlucke ich meinen Stolz herunter und lasse mich im Rollstuhl zum Auto zurückschieben, um den Betrieb nicht aufzuhalten. Zimmer buchen wir vorzugsweise im Erdgeschoss, Bustickets mit Pick-up im Hotel.

Während mein rechtes Bein auf die Ausmaße einer Fischgräte abmagert und die Hände steif und schwielig werden, profitieren meine Büroarmchen sehr schön von dem Dauertraining. Und noch etwas entwickelt sich: Wir reisen langsamer, entspannter. Dschungeltreks, Bergtouren, Wanderungen fallen

Gipsträger müssen draußen bleiben: Der versehrte Autor am Strand der malaysischen Insel **Pulau Perhentian** (o.) und kurz nach dem Unfall in der buddhistischen Tempelanlage **Borobudur** (u.).

aus? Dann bleiben wir eben länger an Sumatras schönstem Bergsee Danau Toba. Essen uns mit noch mehr Hingabe durch die spektakuläre Küche von Malaysias Weltkulturerbestadt Malakka. Und verdösen eine ganze Woche auf der Trauminsel Pulau Perhentian, die zuerst mit drei Tagen im Reiseplan stand. Dass ich das absurd blaue Meer nur von außen betrachten kann, dass ich auf meinen im weißen Sand wegsackenden Krücken über den Strand wackle wie der Minister of Silly Walks – es gibt schwerere Schicksale auf der Welt. Und bald sind ja die sechs Wochen rum, dann gehen wir nach Singapur, da kommt der Gips ab. Und dann können wir endlich wieder alles machen, was wir wollen.

Der Gips bleibt dran. Mühsam beherrscht verlassen wir das prächtige Marmorfoyer des Raffles Hospital und steuern die Bar gegenüber an. Jetzt Bier. Der Knochen, hat uns der Arzt gerade erklärt, ist erst zu 80 Prozent verheilt. Zwar darf ich mich schrittweise von den Krücken entwöhnen, aber der Fuß bleibt weiter eingepackt. Noch mal sechs Wochen. Dann wieder untersuchen lassen. Dabei wollten wir doch jetzt nach Laos und Kambodscha, eher rustikale Reiseländer, in denen man Ärzte und Krankenhäuser tunlichst meidet. Wieder bin ich kurz davor, alles hinzuschmeißen. Keine Lust mehr auf Reiseplanung nach dem Ausschlussprinzip, keine Lust mehr, der Bremser zu sein.

Nach drei großen Tiger-Bieren ist auch dieser Frustanfall ausgestanden. Und es geht ja auch voran: Immerhin kann ich jetzt meinen Fuß waschen, der eineinhalb Monate im Dunkeln vor sich hin geschwitzt hat. Denn mein neuer Gips ist abnehmbar, eine skistiefelartiges Ding mit aufblasbaren Luftkissen. Sogar vorsichtig auftreten darf ich damit. Wir kaufen eine Vorratspackung Anti-Fußgeruch-Puder und buchen zwei Tickets nach Phnom Penh.

Als ich drei Wochen später – mit Gipsstiefel und nur noch einer Krücke – zur Tempelbesteigung nach Angkor Wat radle, denken wir schon gar nicht mehr daran, wie das Reisen vor dem Fußbruch war. Mit der ruhigeren Gangart, die wir seit dem Unfall entwickelt haben, fährt man hier ohnehin besser. Und die verstümmelten Landminenopfer, die auf den Straßen von Siem Reap raubkopierte Bücher verkaufen, erinnern uns täglich daran, dass wir kein Problem haben. Gar keins.

Bei der Nachuntersuchung in Bangkoks luxuriösem Bumrungrad-Hospital erfahren wir, dass der Bruch leider immer noch nicht ganz verheilt ist. Diesmal brauchen wir nur noch ein Tässchen Kaffee im Foyer, um die Nachricht zu verdauen. Dann reisen wir weiter. Mit Gips und Stock zu Fuß, im Kanu, auf dem Rad. Als ich in Laos nach dreieinhalb Monaten den Stiefel endgültig ablegen kann, bleiben uns noch zwei Wochen bis zum Rückflug. Wir verbringen sie vorzugsweise in der Hängematte.

